Was gefällt den Frauen?

Die Frage ist so alt wie das Menschengeschlecht. Aber die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. In den letzten Jahrzehnten aber haben gerade die Frauen eine starke Veränderung durchgemacht. Mit der Frauenbewegung, die für die Frau eine Anzahl Berufe in Anspruch nimmt, die früher nur den Männern vorbehalten waren, sind nicht blos jene Frauen männlicher geworden, die durch Studium, Bureauarbeit, künstlerische Thätigkeit, Unterricht, Schriftthum und Agitation an jener Bewegung theilnehmen. Auch die Weltdamen, die im Luxus und in der Gesellschaft leben, die bei allen diesen Bewegungen im besten Falle nur als geistig Mitgenießende dabei sind, auch sie sind in der Art ihres Denkens, in den Formen des Verkehrs, in den Ansprüchen, die sie stellen und denen zu genügen sie bemüht sind, ernster, überlegter, selbstherrlicher und, wenn nicht geradezu härter, so doch weniger milde geworden, als es noch unsere Mütter und Großmütter waren. Und wie im Reich der Mode, so greift auch im Reiche der Sitte, der Weltanschauung das Beispiel der Löwinnen in der Gesellschaft weit hinein in die Kreise des bescheideneren Bürgerthums. Hinzu aber kommt noch ein ganz neues Element von Frauen, das mit jedem Jahre kräftiger auf die alteuropäischen Sitten einwirkt, — die Amerikanerin. In Paris geben die reichen Amerikanerinnen beinahe schon mehr den Ton in der großen Gesellschaft an, als die traditionelle Pariserin selbst. In England ist die weibliche Aristokratie sehr stark mit amerikanischen Millionärs-Töchtern durchsetzt, und über ganz Europa sind sie zu Tausenden zerstreut, die Studentinnen, Musikerinnen, Malerinnen und die weiblichen Globetrotters, die alles sehen, vieles lernen wollen, aber überall das starke Gefühl und dessen beispielgebenden Ausdruck mitbringen, in Amerika sei alles gut und eigentlich besser, gesünder, jedenfalls moderner als in Europa. Bürgerliche Hauswirthinnen sind alle diese Amerikanerinnen nicht, und der Muth, die innere Festigkeit, die sie über den Ozean nach Europa führen, erwerben ihnen vielfach Achtung, verbreiten vielfach den Glauben, daß diese Frauen und Mädchen wirklich eine stärkere und darum maßgeblichere Rasse darstellen, als die Frauen und Mädchen der alten Welt. Der amerikanische Stutzer trägt das Gesicht schon seit Jahren glattrasirt, und diese thörichte Mode, die den Mann seines natürlichen Bartschmuckes beraubt, greift in Europa immer mehr um sich. Die jungen Mädchen haben vielfach das Selbstbewußtsein und die Selbstständigkeit des Betragens der jungen Amerikanerinnen angenommen, sie flirten vielfach „faltlächelnd" und sind umso freier in Rede und That, je strenger und sorgfältiger sie ihr Herz unter Verschluß halten.

Darum erscheint es auch nicht verwunderlich und ist es sogar von ernstem Interesse, wenn in unseren Tagen die Lehre, wie man Frauen gefällt, in neuen Formeln von Amerika aus der Welt verkündet wird. Der „Cosmopolitan", eine der führenden amerikanischen Zeitschriften, erörtert in einem langen Essay die Voraussetzungen, unter denen das Herz einer amerikanischen Dame gewonnen werden kann:

„Eine berühmte Frau bemerkte mit Recht, daß die Schönheit für einen Mann ein beinahe überflüssiger Schmuck sei; sie ist eine Art guter Empfehlung, die aber für das Endergebniß ganz unmaßgeblich bleibt. John Wilkes, der berühmte englische Publizist, erklärte, er brauche nur eine halbe Stunde Vorsprung und werde sich dann vor dem hübschesten Jungen nicht mehr fürchten. Und John Wilkes war ganz hervorragend häßlich." — Ob die „berühmte Frau" den Schmuck der Schönheit nicht doch unterschätzt? Hat doch die Natur bei allem Federvieh und allen Säugethieren den männlichen Geschöpfen besonderen Schmuck an Federn, Mähnen, Gestalt und dem Manne den Bart gegeben, und das sollte bei den modernen Frauen so ganz überflüssig sein? Die Vergangenheit mag ja nicht überschätzt werden, aber völlig ungebildet waren die Athener und Athenerinnen doch nicht, die sich für die Schönheit des Alkibiades begeisterten. Wäre der junge Julius Cäsar vor der Eroberung Galliens je der Abgott von Rom geworden, hätte ihm seine Schönheit nicht so sehr Macht über Frauenherzen gegeben, daß er als der Gatte aller Frauen Roms galt? Und der junge Julius Cäsar hatte ein ebenso glattrasirtes Gesicht, wie die modernen Abgötter der amerikanischen Gesellschaft. Gewiß thut es die Schönheit allein beim Manne so wenig wie bei der Frau. Ein Bild ohne Gnaden kann im ersten Augenblicke blenden, aber niemals dauernd fesseln. Ein schon altes Wiener Sprichwort sagt: „G'scheit is schön." Das gilt vornehmlich vom Manne und galt schon lange, aber deshalb wird die „gute Empfehlung" auch bei den modernsten Amerikanerinnen ihren vollen Werth behalten.

Ein zweites Axiom des Cosmopolitan erklärt: „Die Frauen mögen keinen Gefallen an einem Manne finden, der mit erkennbarer Absichtlichkeit sich gut kleidet, ebenso mißfällt ihnen die Nachlässigkeit in der Toilette. Einem Gamin verzeihen sie freilich das Eine wie das Andere. Sie verlangen nur Korrektheit der Kleidung und des Betragens, die mit einem korrekten Charakter harmonirt. Der Mann soll mit Geschmack und Sorgfalt gekleidet sein, aber ohne Affektation. Gleichsam als sei Alles selbstverständlich, natürlich, als könne es gar nicht anders sein." — Die Definition ist vortrefflich, aber der Geck hat bei vernünftigen Frauen zu allen Zeiten eine lächerliche Rolle gespielt. Es fragt sich nur, was nach den Vorstellungen der Damen zur Korrektheit gehört? Nicht jeder Mann hat die Mittel, bei ersten Schneidern und aus den theuersten Stoffen seine Kleidung anfertigen zu lassen, oder den Kredit eines jungen Disraeli, der dem Londoner Schneider Poole die Rechnungen bis zu seiner ersten Premierschaft ungemahnt schuldig bleiben konnte. Muß ein Mann mindestens 5000 Dollars jährlich ausgeben können, um immer korrekt zu erscheinen?

Ernsthafter werden die Axiome des Cosmopolitan da, wo sie von der äußeren Erscheinung zum Charakter und Temperament des Mannes übergehen. So sagt er: „Die Frauen lieben einen sorglosen Kameraden, der über die kleinen Mißhelligkeiten des Lebens lacht, unbedeutenden Dingen seine Beachtung zuwendet und die Regeln der Konvenienz, die in der Gesellschaft aller Nationen gelten, gründlich verachtet." Da sind wir also glücklich bei dem eigentlichen, revolutionären Prinzip der modernen Damen angelangt. Die Damen wünschen ein leichtes Gruseln zu empfinden, wenn ihnen ein Mann interessant erscheinen soll. Bitte meine Damen! Aber dieser Ansicht war schon Goethe, als er schrieb, daß was kühn ist und verwegen, am Ende noch besser fortkommt.

Wie aber stimmt die bevorzugte Unkorrektheit des Betragens zur geforderten Korrektheit der Kleidung? Der Cosmopolitan erklärt diesen scheinbaren Widerspruch und sagt: „Um die Bewunderung der Damen zu erregen, genügt es nicht, alle die tausend Regeln einer Gesetzgebung des gesellschaftlichen Verkehrs zu kennen, die um so strenger für die Gewohnheit gelten, weil sie nirgend wo kodifizirt sind. Der Löwe des Salons muß sich immer behaglich finden, mit Takt alle diese Regeln beachten, indem er sie zu verletzen scheint, kaltblütig in den schwierigsten Lagen und Konflikten sich mit lächelnder Mine und vollkommener Höflichkeit verhalten. Selbstbeherrschung ist die Tugend, welche die Frauen am höchsten schätzen. Damit ist nun freilich der große Erfolg erklärt, den englische Staatsmänner und Lords bei amerikanischen Millionärstöchtern immer gehabt haben. Chic und Spleen fasciniren diese Damen. Wo aber bleibt Madame Chimay mit ihrem Zigeuner? Und diese Dame ist doch auch echte Amerikanerin?

Der alte Don Juan-Typus des Dämons hat für die moderne Frau seine Wirkung verloren; er ist ihnen zu brutal; sie wollen im Kampfe um die Liebe wenigstens als Siegerinnen erscheinen und nicht durch die Suggestion eines übermächtigen Temperaments willenlos gemacht werden. Mit Bedauern bekennt freilich der Cosmopolitan, daß die Männer bei Frauen das meiste Glück haben, die ihnen fähig scheinen, auch grausam sein zu können. „Eine Frau wird nie für einen Mann in jener völlig blinden und alles vergessenden Leidenschaft entbrennen, wenn sie nicht glaubt, in des Mannes Herz bestehe ein geheimnißvoller Winkel, der ihr für immer verschlossen bleibt und den sie immer umfragen wird; sie will mit Seidenhandschuhen geführt sein, aber sie muß glauben, daß eine eiserne Hand in diesem Handschuhe stecke." Also Don Juan ist todt, es lebe — Ritter Blaubart! Das war ja der Mann mit dem Seidenhandschuh auf der eisernen Hand, der könnte nach dem geistvollen und interessanten Rezepte des Cosmopolitan drüben werben und morden nach Herzenslust.

Die moderne Belehrung ist sehr schön. Aber am Ende werden doch nur wenige Luxusgeschöpfe der Milliardärwelt ihre Herzensneigungen nach dem kapriziösen Rezepte des Propheten der fünften Avenue einrichten wollen. Für die Mehrzahl der gut gearteten Frauen wird immer die Lehre in Geltung bleiben, die das frivole aber ehrlich empfindende Lafontaine in seiner moralischen Erzählung „Ce qui plait aux Dames." („Was den Frauen gefällt") aufgestellt hat. Der Mann soll außer Haus stark, kühn und klug, im Hause aber seiner lieben Frau zu Willen sein." Das giebt doch immer das schönste Leben, das reinste Glück. — Conrad Fiori.

Renz und Rothwein.

Von C. Spielmann.

Von dem Altmeister Renz und dem Ende seiner großen Schöpfung ist kürzlich vielfach die Rede gewesen. Heute will ich von einem Meisterstück des jungen Ernst Renz erzählen, das der nachmals so große Meister des Circus einmal auf anderem Gebiet ausführte, als er noch der junge Kunstreiter Ernst Renz war.

Im Jahre 1836 reiste der Circus Brilloff in Mecklenburg, bei dem auch der damals 22 Jahre zählende Ernst Renz als sogenanntes „erstes Sujet" in vielerlei Reit- und anderen Circus-Künsten thätig war. Der schon etwas bequeme Prinzipal Brilloff schickte ihn vielfach auf „Permission", d. h. zur Erlangung der Erlaubniß, in einem Ort Vorstellungen zu geben.

In dem zu jener Zeit von allen Eingangszöllen noch absolut freien Mecklenburg kostete die Flasche vorzüglicher Medoc 8 Schilling (50 Pf.) im Wirthshause, beim Weinhändler bei Abnahme von 11 Flaschen (ein Viertelanker) 5 Schilling (31 Pf.). In Preußen im Wirthshause 1 Thaler, beim Weinhändler 22½ Silbergroschen. Der Prinzipal Brilloff liebte eine Flasche Rothwein, und er konnte dieser Liebe in Mecklenburg, ohne seine Kasse besonders zu strapaziren, ausgiebig huldigen. Auch Ernst Renz hatte in Mecklenburg gelernt, einen Trunk Rothwein zu würdigen.

Ihre letzte Stagione in Mecklenburg machte die Truppe in dem freilich nur kleinen, aber sehr wohlhabenden und seiner reichen Umgegend wegen noch ganz besonders kassenergiebigen Städtchen W., von wo aus die Karawane nach der benachbarten preußischen Stadt P. geschoben werden sollte.

Im Rathskeller zu W. hatte der Wirth einen Jahrgang Medoc von herrlichster Entwicklung, der so schmeichelnd über die Zunge ging, daß Prinzipal und „erstes Sujet" jeden Abend nach der Vorstellung an seiner Quelle saßen. Am Sonnabend darf in Mecklenburg nicht gespielt werden. Renz sollte deshalb an einem Sonnabend nach P. kutschiren, dort Permission zu machen und für die Ankunft der Truppe Alles zu ordnen, da man mit dem Ende der nächsten Woche dorthin abreisen wollte.

Zu Permissionsreisen diente ein Carriol, in dessen Gabeldeichsel aus dem Stall ein guter Trabgänger gespannt wurde. Das Carriol hatte einen großen Sitzkasten und Ernst Renz eine große Idee. Er wollte von dem vorzüglichen Medoc des Rathskellers acht Flaschen — soviel gerade faßte wohlverpackt der Raum des Sitzkastens — nach P. hinübernehmen, natürlich, ohne den Wein an der Zollgrenze zu versteuern. Er wollte also, deutlich gesagt, ein wenig schmuggeln, was übrigens derzeit an allen mecklenburg-preußischen Grenzen gang und gäbe war.

Das Städtchen W. ist von P. ungefähr drei Meilen entfernt. Etwa dreiviertel Meilen hinter W. ist die preußische Grenze, und etwa 100 Schritte hinter dieser stand an der Landstraße das Zollhaus mit dem Adler und dem schwarz-weißen Schlagbaum.

Am Sonnabend, den 27. Juli 1836, also just vor 65 Jahren, kutschirte Renz bei guter Morgenfrühe aus W. ab, seinen Rothwein im Sitzkasten, der ihm indessen, als er der Grenze und dem Zollhause nahe war, schwer auf die Seele fiel. Als Schmuggler hatte er sich ja noch nicht versucht, war er sonst auch so ziemlich in allen Sätteln gerecht. In W. hatte ihm freilich der Wirth vom Rathskeller gesagt: Reisevorrath sei zollfrei, über das, was als Reisevorrath passiren könne, hatte er aber Bestimmtes und Näheres wohlweislich nicht angegeben.

Renz, in dem wohl schon damals der nachherige vorsichtige Direktor-Instinkt sich regen mochte, hielt kurz vor der Grenze sein Gefährt an, mithin also auf mecklenburgischem Gebiet, und überlegte. Faßte ihn der Zöllner, der schon in der Thür des Zollhauses stand und nach dem ankommenden Vehikel lugte, mit seiner Kontrebande, so war das für ihn eine verdammt unangenehme Sache, die leicht höchst verhängnißvolle Endschaft haben konnte. Man hätte ihm nicht nur die Kontrebande konfiszirt, was ja selbstverständlich war, sondern auch Roß und Wagen ihm einbehalten als Haftobjekt für die zu zahlende Strafe, das Fünfzigfache der zu hinterziehen versuchten Eingangsgefälle, ja, wohl gar ihm selbst, als einem Heimathlosen ohne festen Wohnsitz, ein freies Quartier ohne Freiheit angewiesen. Solchen Eventualitäten wollte er sich denn doch nicht aussetzen. Er stieg demnach ab, hieß sein Pferd, nachdem er es abgesträngt hatte, ruhig still stehen und begab sich zu dem Zöllner.

Mit höflichem Gruße redete er diesen dann an: „Sagen Sie, Herr Controleur, wenn man so ein bischen Rothwein, so einen guten Trunk für die Reise bei sich hat, der ist ja wohl steuerfrei?"

„Lassen Sie mich mal erst nachsehen, was Sie bei sich haben, dann werde ich Ihnen genau Bescheid sagen. Fahren Sie nur hier vor dem Zollhause vor", entgegnete der Zöllner mit gewichtiger Miene.

„Hm!" meinte Renz bedenklich, „hier vorfahren? Schon recht! Wenn ich nach P. will, werde ich es freilich müssen. Aber mein Rothwein, mein Reisetrunk im Wagenkasten. Wenn ich damit die Grenze passirt habe, wie dann?"

„Nun, wieviel haben Sie denn bei sich? Wenn es nur ein Reisetrunk ist, so läßt sich ja darüber verhandeln", sagte jetzt der Zöllner in sanfterer Tonart und leckte sich in der Erwartung die Lippen, daß auch für ihn von dem Reisetrunk ein Tropfen abspritzen werde.

„Hm!" meinte wiederum nachdenklich Renz, Reisetrunk?! Ja, sehen Sie, Herr Controleur, das kommt doch am Ende auf persönliche Anschauung an, und was Einer so als Reisetrunk sich leisten kann. Mein Reisetrunk im Wagenkasten besteht aus acht Flaschen."

„Herr!" schrie jetzt der Zöllner, dessen Zollaewissen schier sich umkrempeln wollte. „Herr! Acht Flaschen Rothwein ein Reisetrunk für einen einzelnen Mann? Ein Reisetrunk, der steuerfrei sein soll? Wollen Sie einen königlichen Zollbeamten vielleicht zum Narren haben?"

„Oh, nicht doch, Herr Controleur! Wie würde ich wohl eines so ruchlosen Unterfangens mich schuldig machen!" entgegnete Renz ruhig und mit ausgesuchter Höflichkeit, „nur belehren wollte ich mich. Und wenn ich fragen dürfte, wie hoch würde die Eingangssteuer für acht Flaschen Rothwein sich belaufen?"

„Das kann ich erst bestimmen, nachdem ich den Wein werde gewogen haben. Ausländischer Rothwein kostet der Zollcentner dreißig Thaler Eingangssteuer. Wollen Sie nur hier vor das Zollamt fahren, ich werde dann Ihren Wagen visitiren, wie das Gesetz das vorschreibt."

„Hm!" sagte Renz wieder nachdenklich, und die Spitze seiner prächtigen Adlernase schien sich zu verlängern, „hm! hm! eine vertrakte Geschichte! Aber, sagen Sie, Herr Controleur, der Rothwein von drüben, den ich im Leibe hätte, der wäre doch wohl steuerfrei?"

„Herr!" fuhr der Zöllner wieder zornig auf, „Sie scheinen wahrhaftig die Absicht zu haben, mit Ihrer Frage einen Königlichen Zollbeamten narren zu wollen!? Ich muß mir das auf's ernstlichste verbitten. Oder hätten Sie vielleicht die Absicht, Ihre acht Flaschen Rothwein auf der Landstraße drüben in Mecklenburg austrinken zu wollen? Im Leibe hätten Sie ihn dann und steuerfrei könnten Sie ihn dann auch herüberbringen."

„So?!" entgegnete Renz, „also, steuerbarer Rothwein, den ich im Leibe habe, ist steuerfrei. Aber noch eine Frage, Herr Controleur: Als Königlicher Zollbeamter dürfen Sie unversteuerten Rothwein wohl nicht trinken, auch drüben nicht, wie?"

„Drüben?" versetzte der Zöllner und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, „drüben, wenn ich welchen habe, so viel ich lassen kann."

„So, so! Aber Herr Controleur, ich möchte doch den Vorwurf, Ihr Königliches Zollgewissen mit unversteuertem Rothwein belastet zu haben, nicht auf mich nehmen. Verzeihen Sie deshalb, wenn ich Sie nicht einlade, mitzutrinken."

„Und Sie wollen die acht Flaschen Rothwein drüben an der Landstraße wirklich allein austrinken?" fragte der Zöllner, in seinen Erwartungen getäuscht, einmal einen guten Trunk gratis thun zu können, verblüfft und unwillig.

„Will ich, Herr Controleur, will ich! In zwei Stunden werde ich vor dem Zollhause vorfahren und Ihnen meinen Wagen mit dem leeren Sitzkasten zur wohlgeneigten Visitation gehorsamst präsentiren."

Und Renz begab sich zu seinem Gefährt zurück, langte aus dem Sitzkasten sein Frühstück, womit er gut und reichlich versehen war, nebst etlichen Flaschen Rothwein heraus und nahm an der Seite der Landstraße unter dem blätterreichen Schattendache einer alten Linde behaglich Platz, nachdem er sein Pferd abgezäumt und dicht zu sich herangezogen hatte, um es an seinem Frühstück theilnehmen zu lassen. Mit Kennerzunge prüfte das Pferd, das in seinem Kunstberuf im Zirkus als Gastronom-Pferd sich produzirte, die gut mit Rothwein angefeuchteten Brotbissen, die ihm gereicht wurden, und schrotete sie dann wohlgefällig hinunter.

Auch Renz frühstückte mit reichlicher Rothweinanfeuchtung. Dann stopfte er seine Pfeife, rauchte und trank, trank und rauchte. Eine Pfeife nach der andern wurde geraucht, eine Flasche nach der andern wurde geleert. Der vorzügliche milde Medoc schien dem langen Leibe und dem gesunden Magen des jungen Künstlers nichts thun zu können, nur um einige Tinten röther und röther färbte sich die Adlernase. Eine Flasche noch harrte ihrer Entleerung. Der Zöllner stand von ferne und sah neidvollen Blickes auf den tapferen Trinker, dessen Eigensucht auch nicht einen Tropfen für ihn übrig lassen wollte. Renz war boshaft genug, dem Zöllner mit freundlichem Lächeln zuzublinzeln, als er die letzte Flasche entkorkte und in behaglich schlürfenden Zügen auch diese seinem Innern einverleibte. Danach erhob er sich von seinem grünen Sitze. Ein wenig Schwere freilich fühlte er im Kopfe, als er aufrecht stand, ein wenig auch taumelte er, als er dem Pferde das Kopfgestell wieder auflegte und den Zugriemen wieder auf die Waage streifte. Aber, er war der Mann, Kopf und Beine seinem Willen unterthänig zu machen, auch mit einem kleinen Meer von Rothwein im Leibe. Er stieg sonder Gefährde in den Wagen, fuhr forsch vor das Zollhaus, parirte scharf hart vor der Hausthür, zog die Mütze vor dem Zöllner, der ihn mit bissiger Miene erwartete, und sagte mit verbindlichster Höflichkeit: „Nichts Steuerbares, Herr Controleur. Bitte nur zu visitiren."

Ausgiebig natürlich that dies der über die Herzenshärtigkeit und Bosheit des Trinkers empörte Zöllner, fand aber ebenso natürlich nichts. Der Sitzkasten war so leer wie die Flaschen leer waren, die drüben unter der Linde an der Landstraße lagen.

„Kann passiren!" brummte er wüthend. „Danke höflichst!" entgegnete Renz und fuhr ab.

Daß Ernst Renz ein großer Meister in der circensischen Kunst gewesen ist, das werden die Blätter der Geschichte dieser Kunst verzeichnen. Daß er aber auch ein großartiger Trink-Meister gewesen ist, das wird dies kleine Erinnerungsblatt wohl allein der Nachwelt aufbewahren.

Unterwegs.

Ein Bild aus Rußland von C. I. Nast.

Der Tag war heiß. Weißer Staub deckte die Landstraße, die, vielfach durchfurcht und von Spalten zerrissen, sich zwischen halbverdorrten Wiesen hinzog.

Peter Petrowitsch schritt trotz der Hitze rüstig vorwärts. Hinter ihm drein trottete Scharik, sein zottiger Hund.

„Nun?" sagte Peter Petrowitsch plötzlich, blieb stehen und wandte den Kopf nach dem Thiere zurück. „Warum läßt Du denn die Nase hängen, he? Bist doch ein rechter Faulpelz. Nimm Dir ein Beispiel an mir. Ich scheer mich den Teufel um die Gluth, sondern hebe wie immer, rüstig und unverdrossen die Füße."

Scharik blinzelte seinen Herrn, von unten herauf, verständnißinnig an und wedelte mit dem struppigen Schwanz.

„Wie mich dünkt, schielst Du nach jenem Wäldchen hinüber," fuhr Peter Petrowitsch fort. „Ah, ich durchschaue Dich! Du trägst nach einem schattigen Plätzchen Verlangen. Möchtest Dich im Kühlen recken und strecken, wohl gar ein Stündchen schlafen. Nun ich werde mit Dir nicht streiten, sondern gebe, als der Klügere nach. So komm' denn!"

Peter Petrowitsch verließ den Weg, schritt quer über die Wiese und hatte nach wenigen Minuten das Gehölz erreicht. Es bestand aus Fichten, zwischen denen hie und da der weiße Stamm einer Birke aufleuchtete.

„Also hier willst Du rasten," sagte Peter Petrowitsch, als er eine zum Lagern geeignete Stelle entdeckt hatte. „Gut, ich bin damit einverstanden."

Er glitt auf den weichen Waldboden nieder, der reichlich mit trockenen Fichtennadeln bestreut war, streckte sich der Länge nach hin und schob die Arme unter den Kopf.

Scharik lag ihm zur Seite.

Kein Vogel sang, aber im Grase wisperte und zirpte es unaufhörlich. Ein kleiner bunter Falter, der erst eine Weile die Schläfer umflattert hatte, setzte sich schließlich auf Peter Petrowitsch's rothe Blouse. Dort blieb er, bis Scharik schnobernd die Nase hob, die Ohren spitzte und einen kurzen, scharfen Laut ausstieß.

„Zum Henker! Was giebt's denn? Erst willst Du schlafen und gleich darauf wieder bellen," schalt Peter Petrowitsch mit komischer Entrüstung.

Scharik klopfte lebhaft mit dem Schwanz auf den Boden und warf einen Blick auf seinen Herrn, der zu sagen schien:

„Schilt nur, schilt! Ich weiß lange, was für ein Spaßvogel Du bist."

Dann wandte er den Kopf wieder nach der anderen Seite und begann leise zu knurren.

„Schämst Du Dich denn nicht, Damen so unhöflich zu empfangen," wurde er von Peter Petrowitsch getadelt, als ein kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen hinter den Bäumen hervortrat. „Hast Du das jemals von mir gesehen, he?"

Scharik war klug genug, einzusehen, daß die blonde Kleine, die verlegen stehen geblieben war und schüchtern herüberblickte, seinem Herrn kein Leid zufügen werde und verstummte.

„So komm' doch näher! Fürchte Dich nicht! Wir sind friedfertige Wanderer," rief Peter Petrowitsch dem Mädchen zu und setzte sich aufrecht hin.

Es erfolgte keine Antwort.

„Wie heißt Du?" fuhr Peter Petrowitsch nach kurzer Pause fort.

„Jadwiga," klang es mit verhaltener Stimme zurück.

„Willst Du nicht bei uns Platz nehmen, Jadwiga?"

Jadwiga lächelte befangen.

Wie sie so dastand, klein und schlank, den Blick der feuchtglänzenden braunen Augen verwundert und ängstlich zugleich auf Peter Petrowitsch gerichtet, glich sie einem Reh, das neugierig und fluchtbereit einen ihm unbekannten Gegenstand betrachtet.

„Wo kommst Du her?" erkundigte sich Peter Petrowitsch und war bemüht, seinen verwegen blickenden schwarzen Augen einen möglichst harmlosen Blick zu verleihen.

„Dort drüben, jenseits des Waldes, steht unsere Hütte," lautete die Erwiderung.

„Wie heißt das Dorf?"

Jadwiga schüttelte das Köpfchen.

„Wir wohnen ganz einsam — Mutter und ich. — Hier giebt es weit und breit kein Dorf."

„Zum Teufel, das muß langweilig sein!" meinte Peter Petrowitsch, um gleich darauf fragend hinzuzufügen, ob Jadwiga nicht wisse, wo es hier im Walde Wasser gebe. Er sei wahrhaftig dem Verschmachten nahe.

Ja, sie kannte eine Quelle, eine silberhelle, eiskalte sogar, und nach kurzem Zaudern erklärte sie sich bereit, ihn dorthin zu führen.

Darauf hatte Peter Petrowitsch gehofft. Um ein Lächeln zu verbergen, das gar leicht zum Verräther seiner Gedanken hätte werden können, strich er sorgfältig den schwarzen Schnurrbart zurecht. Dann erhob er sich, ergriff das Bündel und den Stock und schritt, gefolgt von Scharik, hinter Jadwiga her, die leichtfüßig voraneilte.

Nach Ablauf weniger Minuten war die Quelle erreicht, und Peter Petrowitsch trank, wie es schien mit großem Durst.

„Weiß der Henker, was aus mir geworden wäre, hättest Du Dich meiner nicht erbarmt", sagte er dann. „Ich bin Dir zu großem Dank verpflichtet, Mädchen."

Er ergriff ihre Hand, drückte sie und behielt sie dann in seiner.

Jadwiga erglühte und athmete ein wenig schneller.

„Du hast mir das Leben gerettet," fuhr Peter Petrowitsch fort.

„Ja, wirklich?" flüsterte sie mit freudedurchbebter Stimme und lächelte glückselig.

„Wirklich und wahrhaftig," betheuerte er, und dann küßte er sie, gleichsam im Ueberschwang seines Dankbarkeitsgefühls auf Stirn und Mund.

Sie stieß erschrocken einen schwachen Schrei aus und wollte fliehen. Er sah sie aber so verwundert an und fragte sie so harmlos, was es gäbe, daß sie beschämt erröthete und stehen blieb.

„Nichts," stammelte sie verwirrt.

Er verbarg abermals ein Lächeln geschickt hinter der vorgehaltenen Hand.

„Wir wollen uns setzen," sagte er und ließ sich am Rand der Quelle nieder.

Gehorsam nahm Jadwiga an seiner Seite Platz, während Scharik sich die Schnauze beleckte und ungeduldig bittende Laute ausstieß, als sein Herr die Knoten des Bündels zu lösen begann.

„Ah, Du Lump! Du hast also schon wieder Hunger?" schalt Peter Petrowitsch mit übertriebener Strenge. „Da nimm!"

Er warf dem Thiere Brot und Fleisch zu und aß selbst etwas. Auch Jadwiga nöthigte er zum Zugreifen, doch sie genoß nichts.

„Wie es scheint, hast Du eine Handharmonika in dem Bündel," sagte sie.

„Ja, und auch eine Geige. Ich bin nämlich ein Spielmann, muß Du wissen. Heut spiel ich hier zum Tanz auf, morgen dort."

„So bist Du wohl schon weit herumgekommen in der Welt?"

„Sehr weit sogar, denn ich führe dieses Wanderleben bereits seit meinem sechzehnten Jahr, und jetzt bin ich siebenundzwanzig."

„Und ich weiß noch nicht einmal, wie das nächste Dorf aussieht," sagte Jadwiga lächelnd. „Es sind wohl 25 Werst bis dahin. Auch die Mutter sitzt stets zu Hause. Wir bestellen unser Stückchen Land, besorgen die Ziege und das Schwein, und einmal im Monat spricht ein Handelsmann bei uns vor und versorgt uns mit Allem, was wir brauchen."

Sie schwieg.

„Erzähle mir noch mehr von Dir," bat er.

„Was denn? Du weißt ja schon alles."

Peter Petrowitsch lächelte, schloß halb die Augen und drehte den schwarzen Schnurrbart aufwärts.

„Was würde wohl die Kleine für Augen machen, wenn ich ihr die Welt zeigte", ging es ihm durch den Sinn. „Ob sie mir folgen würde? — Vielleicht — ? — — Ja, ich glaube, sie thäte es ganz gewiß." Schon öffnete er die Lippen, da sah er Jadwiga an und schloß sie wieder. „Du fühlst Dich gewiß recht glücklich in Deiner Einsamkeit", sagte er endlich warm. „Möge es immer so bleiben!"

Sie nickte.

„Ach ja, die Mutter ist so einzig gut," erwiderte sie herzlich.

Peter Petrowitsch machte sich reisefertig. Sofort war Scharik an seiner Seite.

Auch Jadwiga stand auf.

„Willst Du denn schon fort?" fragte sie in beinahe athemloser Hast.

„Ja, es ist hohe Zeit." Er wich ihrem Blick aus, der angstvoll und fragend den seinen suchte. „Ich blieb fast schon zu lange hier. Lebe wohl."

Er reichte ihr die Rechte. Sie legte ihre bebenden Finger hinein.

„Gott schütze Dich!" flüsterte sie und senkte, um die aufsteigenden Thränen zu verbergen, die langbewimperten Lider. Als sie wieder aufschaute, war er verschwunden.

Sie lauschte.

Alles blieb still; aber plötzlich drang von der Straße herüber ein Marschlied an ihr Ohr. Es war eine kräftige, dunkelgefärbte Baritonstimme, die es sang und allmählich in der Ferne erstarb.

„Und wer wird ihm nun Wasser reichen, wenn er wieder verschmachtend am Wege zusammenbricht?" ging es Jadwiga durch den Sinn.

Ihrer Brust entrang sich ein dumpfes, schmerzliches Aufstöhnen, als sie trübselig heim zur Mutter ging.

Exceß streikender Arbeiter in Frankreich. — Aus Paris wird eine Meldung übermittelt, nach welcher in Romilly (Departement Eure) ausständige Glasarbeiter den Direktor ihrer Fabrik aus dem Bureau geschleppt und von ihm unter der Drohung, ihn in einen glühenden Schmelzofen zu werfen, die Zusage einer Lohnerhöhung erzwungen haben.

Austerlitz. Ausgedingerin Rosina Hrazdilek feierte ihren 105. Geburtstag.